

Kapitel 11/2 – Zukunft

Im letzten Winterurlaub lernte ich im „Marx“ Monika kennen. Ich hatte sie bereits vor der Armee im Blick, aber wegen anderer „Verpflichtungen“ bisher nicht in die nähere Wahl aufgenommen. Der Zeitpunkt war jetzt, wir trafen uns an der Bar, redeten eine Weile, tanzten, fanden uns beide ganz sympathisch und verbrachten den Abend mit dem Analysieren des Anderen. Moni gehörte eher nicht in mein „Beuteschema“, sie war eine kleine Person mit sehr kurz geschnittenem Haar, was sicher der Tatsache geschuldet war, dass ihr Haar sehr gekräuselt daherkam. Die Augenbrauen und die Wimpern waren stark konturiert, was ihr etwas Maskenhaftes verlieh, darunter blitzten wache, verschmitzte Augen, der Mund bestätigte die Mimik mit beidseitigen Lachfältchen, die ihr Wesen bestimmte. Dahinter bemerkte ich einen Hauch von Melancholie wie bei Menschen, die sich zu viele Gedanken und Sorgen machten.

Ich fand bald heraus, woran das lag. Moni lag in Scheidung, ihr kleiner Junge Steven war mit seinen fünf Jahren ziemlich anstrengend und der Ex belästigte sie immer wieder. Ich verabschiedete mich von ihr, brachte sie noch ein Stück in Richtung Annaberg, wo sie in einem Neubaugebiet wohnte und wir verabredeten uns für den nächsten Tag zu einem Treffen in der Stadt.

Sie brachte ihren Sohn mit, was das Gespräch ein wenig einseitig auf ihn eingrenzte. Diese Situation war für mich neu, aber aufschlussreich und faszinierend. Mit Steven kam ich auf Anhieb klar, er flachste mit mir herum, ich flachste zurück. Bis zu einem Wiedersehen sollten einige Wochen vergehen, wir schrieben uns in der Zwischenzeit, wieder eine neue Erfahrung, ich hatte bisher keinerlei Verpflichtungen, beobachtete lediglich, wie Kameraden in Erinnerungen schwelgten, während sie über beschriebenem Papier hockten. Ich nahm mir vor, den nächsten Urlaub zu nutzen und mit Moni zusammenzukommen. Ich schrieb ihr und sie richtete es ohne mein Wissen ein, mich alleine in ihrer Wohnung zu empfangen.

Es war ein liebevolles Ambiente, was mich erwartete, Moni war reizend angezogen, wir verbrachten einen wunderschönen Abend und eine wundervolle Nacht, als es morgens um sieben Uhr stürmisch klingelte und nicht aufzuhören schien. Monis Mimik veränderte sich blitzartig, ich konnte mir denken, was es zu bedeuten hatte. In der Tür stand ihr Ex, verschaffte sich Zutritt, schlug Monika ins Gesicht, dass sie aus der Nase blutete und ging auf mich los. Ich hatte mich in der Zwischenzeit schnell angezogen, stellte mich vor Moni und redete beruhigend auf ihn ein. Er bedrohte mich, ich war auf Fausthiebe gefasst, aber irgendwie entspannte sich die Situation, er erklärte, wiederzukommen und ging zur Wohnungstür hinaus. Es war an mir, Monika zu beruhigen und das Nasenbluten zu stoppen. Der Schlag war nicht so stark gewesen, es kam zu einer kleinen Rötung, mehr war nicht.

Es war gleichzeitig das letzte Mal, dass wir uns sahen, es kamen noch ein, zwei Briefe von ihr, dann war dieses Abenteuer zu Ende. Ich erfuhr später, dass sie sich doch nicht von ihrem Ex getrennt hatte. Die Gründe erfuhr ich nie.

Die Entlassung aus der Armee im April 1977 verlief nicht so reibungslos, wie ich mir das vorgestellt hatte. Das Motorrad hatte ich beim letzten Heimurlaub zu Hause gelassen, weil wir nach dem Verlassen der Kaserne eine knallige Party feiern wollten. Bereits Tage vorher begannen die Feierlichkeiten innerhalb der Kaserne, was bei unseren Vorgesetzten nicht auf Gegenliebe stieß. Meine Zivilkraftfahrer versorgten uns mit reichlich Alkohol, die Stimmung war sehr ausgelassen, die Disziplin am Rande der Befehlsverweigerungen. Wir bekamen Extradienste aufgebrummt, die wir mit starkem Grinsen quittierten, was die Offiziere wiederum noch stärker gegen uns aufbrachte. Sie drohten mit der letzten Konsequenz, uns erst am späten Nachmittag um 17.00 Uhr zu entlassen, dem spätesten Zeitpunkt, an dem die Entlassenen die Kaserne verlassen haben mussten.

Der Entlassungstag kam, die ersten ehemaligen Soldaten verließen in Zivil das Gelände gegen neun Uhr am Vormittag, meine Kameraden ließen sie gegen vierzehn Uhr raus, sie verabredeten sich mit mir an einer uns bekannten Kneipe in der Nähe, ich durfte schließlich zwei Stunden später auch gehen. Mir war das so was von egal, die letzten Stunden hing ich stupid auf meinem gepackten Koffer rum, rauchte eine nach der anderen, schlief zwischendurch, weil an dem Tag die Befehlsgewalt mir gegenüber nur noch darin bestehen durfte, den Zeitpunkt der Entlassung zu bestimmen. Raus aus der Kaserne lief ich so schnell ich konnte, zu unserer vereinbarten Kneipe. Hallo, war das ein Trubel, die Jungs hatten schon ordentlich getankt und waren kurz vorm Eichstrich, aber es ging noch bis zum zeitigen Abend, bevor sich alle zum Bahnhof trollten und jeder seiner Wege zog.

Drei Jahre meines jungen Lebens waren wie ein Film an mir vorbeigezogen, 1095 Tage voller Erniedrigungen, Sinnlosigkeiten, Schikanen, aber auch menschlicher Erfahrungen über Macht, Unterwerfung und dem System, in dem wir lebten. Natürlich waren da auch fachliche Erfahrungen, die ich ohne den Wehrdienst nie gehabt hätte wie dem Führen von unglaublich großen Fahrzeugen oder der Bedienung eines Kranes, der Wartung von verschiedenen Bauteilen eines Kfz und dem Leiten von menschlich sehr unterschiedlichen Charakteren.

Ich war älter geworden, mit knapp 18 Jahren eingezogen, verließ ich nun als 21-jähriger einen Bereich meines Lebens, der mich, was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen konnte, noch eine ganze Weile verfolgen sollte.

Die Erfahrungen dieser drei Jahre brachten meine naive Art, in diesem System zu leben, durcheinander, Zweifel überwogen, ob das, was ich bisher für vollkommen in Ordnung hielt, tatsächlich auch in Ordnung war.

Mein Selbstwertgefühl, das ich mir in der Zeit der drei musikalischen Episoden erarbeitet hatte, war hinüber, ich hatte erfahren müssen, dass jeder Mensch ersetzbar und im Grunde genommen ein Stück Materie darstellte, das jederzeit in seinen Urzustand versetzt werden konnte. Ich war ein Nichts, das hatte man mir drei lange Jahre eingebläut. Was sollte ich jetzt mit dieser Erfahrung anfangen? Zwei Wochen lang tat ich überhaupt nichts, ich hing zu Hause rum, hörte Musik, las, schlief, aß. Ich hatte keine Lust auf Gespräche, keine Lust auf Kneipe, auf Kumpels. Meine Mutter versuchte mich aufzuheitern, mir tolles Essen zuzubereiten, mich in

Gespräche zu verwickeln, Vater schlug immer wieder vor, mit ihm eine Motorradtour zu unternehmen, ich blieb lieber in meinem kleinen Zimmer und dämmerte vor mich hin.

Schließlich brachte mich einer meiner Kumpels auf die Idee, beim Handelstransport nachzufragen, ob ich dort arbeiten könnte, ich hätte doch jetzt Ahnung, Lkw's zu fahren und er hätte gehört, dass sie ständig auf der Suche nach Fahrern seien. Ich sagte zu, ging hin, erzählte meine Geschichte, eher gelangweilt, ohne Enthusiasmus, wirklich was zu tun. Der Chef zeigte sich begeistert, meinte, mir seien alle Möglichkeiten offen, weil ich schon so viele unterschiedliche Lkw gefahren sei und schlug mir vor, Urlaubsvertretungen zu übernehmen, weil die Urlaubszeit nahte und viele Stammfahrer ausfielen.

Die Bezahlung war okay, ich sagte zu und begann meine neue Tätigkeit mit einem Robur LO, der für die Großbäckerei in Annaberg eingesetzt war. Das bedeutete eine schwere Umstellung, ich musste halb fünf in der Frühe raus, zum Park des Handelstransports den LKW abholen, dann raus zur Bäckerei und um 05.00 Uhr laden. Die ersten Kunden, meist kleinere Dorfläden oder Imbisse öffneten um 6.00 Uhr, ihre Läden brauchten frische Brötchen, Brot und kleines Gebäck, waren oft weit weg von Annaberg, also musste ich mich sputen.

Die Kisten stapelten sich bis unter die Decke, es war nicht leicht, sie vom LKW zu entladen. Natürlich hatte ich sie in der Reihenfolge geladen, wie ich die Läden abfuhr, nur klappte das in den ersten Tagen nur mäßig und ich bemerkte am Ende einer Fuhre, dass einige Kisten auf der Ladefläche verblieben, also musste ich nochmals die Stellen anfahren, was mich wiederum in Zeitdruck brachte, da die zweite Ladung schon auf mich wartete.

Zwischen der ersten und der zweiten Fuhre brachte ich den Eltern frische Brötchen ins Haus, die hatte ich aus den Kisten „weggefunden“, aber das fiel nicht auf. Die zweite Tour war nicht so hektisch wie die erste, ich lieferte nach und lud Kuchen und Torten auf, leckere Sachen, die duftend in meine Nase zogen. Ich traute mich nicht, eine ganze Torte zu nehmen, brauchte ich auch nicht, weil einige Ladenbetreiber so nett waren und mir immer mal ein Stück abschnitten und für mich einwickelten.

Ich war ziemlich rasant mit dem wendigen kleinen Robur unterwegs, was eines Tages schiefging. In der Kurve zur Unterführung Richtung Frohnauer Hammer war ich zu schnell, es war Juni und ich hatte frische Erdbeertorten geladen, wieder bis obenhin. Die Last war zu schwer, die Kisten vor allem zu hoch geladen, die Geschwindigkeit zu hoch, der Robur neigte sich arg zur Seite und fing an zu kippen. Ich riss das Steuer herum, um dem entgegenzuwirken, was mir auch gelang. Der LKW kippte zurück auf alle vier Räder, aber das Geräusch, was von der Ladefläche zu mir drang, war eindeutig.

Ich hielt bei nächster Gelegenheit an, mein Puls war sicher noch bei 150, war ich doch einem Umfallen des Autos ganz nahe gewesen und öffnete die Tür zur Ladefläche. Mir fielen bereits einige Kisten mit Erdbeertorten entgegen, alles lag durcheinander und die gesamte Fläche war mit zermatschtem Gebäck gefüllt. Ich überlegte noch, ob ich trotzdem zu den Läden fahren sollt, aber der Schaden war zu groß, ich fuhr schweren Herzens zur Großbäckerei zurück, schilderte den Unfall,

übertrieb natürlich, indem ich erzählte, dass ich einem entgegenkommenden Fahrzeug ausweichen musste.

Wir luden die Ware ab, es war tatsächlich nichts mehr zu gebrauchen, zumindest nicht zum Verkauf. So entschied man, dass die Mitarbeiter die halbwegs intakte Ware mit nach Hause nehmen durften, auch ich bekam eine Kiste mit halb zerstörten Tortenstücken mit. Zu Hause gab es ein Fest-Kaffee-Trinken, war doch egal, die Torte schmeckte trotz des ramponierten Aussehens. Bevor ich nach Hause fahren konnte, musste ich zum Fuhrpark das Auto reinigen, es wäre sowieso meine letzte Fuhre an diesem Tag gewesen.

Weitere vierzehn Tage war ich mit einem W50 mit Fleischwaren unterwegs. Noch immer herrschte Mangelwirtschaft in unserem Land, Wurst oder gar Fleisch zu bekommen, war nicht einfach. Umso mehr wähnte ich mich im Schlachthaus von Annaberg im Paradies. Zur Frühstückspause, wo ich die zweite Fuhre laden sollte, bekamen die Mitarbeiter Deputate ausgegeben, die sie entweder hier essen konnten oder aber mitnehmen durften.

Auch wir Fahrer erhielten solche Pakete. Was ich täglich bekam, reichte durchaus einen ganzen Tag oder mehr für uns alle, also schon wieder gab es im Hause Mentzel Festtage. Dessen nicht genug, lud ich eines Tages neben den üblichen Fleisch- und Wurstwaren eine Delikatesse auf das Fahrzeug, was wir noch nie bei einem unserer Fleischer gesehen hatten – geräucherte Lende.

Die Ladung war für Gaststätten und ein paar kleine Hotels vorgesehen. Ich konnte nicht anders. Auf einem kleinen Waldweg hielt ich an und kletterte auf die Ladefläche. Ich entnahm jeder Kiste ein Stück Lende und versteckte sie sorgfältig in einem Beutel hinter dem Fahrersitz. Vor der Auslieferung fuhr ich kurz zu Hause ran und lud die wertvolle Fracht bei mir ab. Ich war mir sicher, dass das niemand genau nachwiegen würde und fuhr beruhigt eine Gaststätte nach der anderen ab. Von allen bekam ich die Bestätigungsunterschrift, alles war gutgegangen, aber von nun an wurde ich vorsichtig. Noch mehr solche Eskapaden wollte ich mir nicht mehr erlauben.

Ich wechselte noch einige Male die Fahrzeuge, mal lud ich Textilien, mal Drogeriewaren, auch Spirituosen waren ein paar Tage auf meinem LKW.

Die beiden letzten zwei Wochen vor dem Studium fuhr ich mit meinem Motorrad zu einem Camp an die Mecklenburger Seenplatte, um meine Schwester und ihren Mann Helmut zu besuchen. Es war ein Camp ihres Vereins, die See-Mehrsport betrieben, einer halbmilitärischen Sportart, wo neben Geschicklichkeit seemännischer Elemente Segeln mit dem „Piraten“, einem mittleren Segelboot gekoppelt war. Es war zur Erholung und zur Vorbereitung von Wettkämpfen ausgelegt, ich hatte geschrieben, dass ich käme und fuhr bei fast unerträglich heißen Augusttagen auf Landstraßen halbnackt, zumindest mit freiem Oberkörper dem fünf Stunden entfernten Seecampingplatz entgegen.

Es wurden zwei wunderschöne Wochen, wir angelten, was ich vorher noch nie ausprobiert hatte, wir segelten, ich lernte, Seemannsknoten zu binden, nahm an kleinen Wettkämpfen teil. Als absoluten Höhepunkt empfand ich, dass ich als Ersatzmann mit einer Frau vom Verein an der Segelregatta teilnehmen durfte, als sogenannter „Fockaffe“, das ist der zweite Mann im Vorderboot, der für das kleine

Focksegel zuständig ist und wie ein Affe bei Wenden oder Halsen über den Segelmast darüber springen musste. Damit hatte ich kein Problem, aber die Gute meckerte in einer Tour, ich schien alles, aber auch alles falsch zu machen. Über diese Meckerei verlor sie vollständig den Kurs und wir trudelten als letzte im Ziel ein. Ich fand es trotzdem klasse, betonte aber, mit dieser Frau keine weitere Segeltour mehr unternehmen zu wollen. Das Wetter hielt noch bis zum Schluss der beiden Wochen, ich kam trocken mit meiner TS 150 zu Hause an und schickte mich an, die Sachen fürs Studium zu packen. Es wurde ernst.